# Jorinde, die Siebzehnjährige [Fortsetzung]

Autor(en): **Wenger, Lisa**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 26

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-638892

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

**Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

**http://www.e-periodica.ch**

Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 25 - 27. Jahrgang Verlag: Berner Woche, Bern 19. Juni 1937

## Bergkapelle*)

Von Jakob Hess

Eine Bergkapelle lädt zur Rast;
Sei mir willkommen, fremder Gast!
Sitz ab! Ich weise niemand fort,
Gönn' jedem ein erbaulich Wort!

Ins Hochland firnelichtumblaut,
Hat mich der Glaube hingebaut.
Das Volk genießt nach Werkelplag'
Hier oben gern den Feiertag.

Der Aveglocke Silberklang
Ruft freudig zu Gebet und Sang.
Leis' küßt der Sonne warmer Glanz
Des Welterlösers Dornenkranz.

Dem Pilger, der mir nahetritt,
Wird hell das Herz und leicht der Schritt.
Ergib auch du dich meinem Bann!
Ich will dich lösen, fremder Mann!

*) Aus „Wildheu", Bergverlag, München.

# *JORINDE, die Siebzehnjährige*

Roman von LISA WENGER 26

Das Erlebnis des fast märchenhaften Sees, das gute Mittagessen und der Gedanke, benützen zu müssen, was der Tag ihnen bot, bewirkte, daß sowohl Jorinde als auch Andreas lebhafter wurden, ihre Augen auch für die Umwelt gebrauchten, sich in ihre erste Wanderung zurückversetzten, und die nächste Vergangenheit erblassen ließen. Dabei genossen sie, ohne es sich so richtig zu bekennen, eines die Gegenwart des andern. Sie waren sich bewußt, daß sie beisammen waren, der eine den Arm des andern streifte, daß ihre Augen sich begegnen konnten, daß ihr Lachen gemeinsam war, und ihre Stimmen sie Musik zu sein dünkte.

Der Aufstieg begann. Die erste Strecke wollten sie noch mit dem Wagen überwinden, dann aber aussteigen, ihn zurücklassen und zu Fuß weitergehen. Jedes der beiden lächelte heimlich. Nun wurden sie wieder, was sie gewesen waren: Der Wanderer und das Mädchen aus der Fremde. Bei der letzten Rast hatte Andreas die Rucksäcke umgepackt. Was irgend schwer war, kam in den seinen, der anschwoll, und ihr blieb nur, was sie nicht belastete. Er tat das so selbstverständlich, daß Jo kaum dankte. Er hatte gleich zu Anfang ihrer Ausfahrt darnach gefragt, ob Jo auch starke Schuhe angezogen habe, ob ihre Strümpfe weich seien, ob sie eine warme Jacke mit sich trage, da es oben beißend kalt sein könne. Sie als Skifahrerin hatte an das alles gedacht. Aber auch Andreas bedachte alles, jeden Stein, der im Wege lag, umging er mit Jo, jede Steigung überwanden sie langsam durch seine Sorglichkeit. Jede Bergspitze konnte er benennen — das war zwar Jo gänzlich gleichgültig, das weiß man von der Geographie her — aber es gefiel ihr, daß er solche Freude an allem hatte, was er sah.

Als plötzlich der Glärnisch in seiner ganzen Pracht vor ihnen stand, machte Jo große Augen. Sie hatte sich viel im Schnee getummelt, aber auf dem Rücken bescheidener und unberühmter Berge. Viel hatte sie sich um die Schönheit dieser Kleineren und Kleinsten nicht gekümmert, sondern mehr auf die Qualität des Schnees geachtet.

„Das ist ja ein herrlicher Berg", staunte sie. „Und so viel Schnee mitten im Sommer. Und der nebenan, der dazu zu gehören scheint?"

„Der? Das ist Vrenelisgärtli."

„Wie sagen Sie? Vrenelisgärtli? Was für ein herziger, herziger Name. Ein Gärtlein mitten im Eis. Wer hat diesen Namen wohl erfunden? Vrenelisgärtli! Da möchte ich hinauf, das Gärtlein möchte ich sehen. Enzianen, Männertreu, Soldanellen, vielleicht Edelweiß — können wir nicht da hinauf?"

„Nein, heute nicht. Vielleicht ein andermal."

„Waren Sie schon dort? Haben Sie das Gärtlein gesehen? Wie ist es?"

„Es ist irgendwo ein kleines Feld mit Alpenrosen. Da muß wohl einmal einer mit seiner Liebsten hinaufgewandert sein und die Alpenrosen gesehen haben, und Vreneli wird sie geheißen haben, und einen großen Strauß Rosen hat er ihr sicher gepflückt."

„Oder sie haben ihre Hochzeitsreise da hinauf gemacht", rief Jo.

„So ein wenig kalt mag es gewesen sein, so zwischen Schnee und Eis. Vielleicht waren es zwei, die nicht mehr leben wollten, und sich dort oben inmitten der Alpenrosen gebettet haben, und zusammen gestorben sind?"

„Nein", sagte Jo. „Das will ich nicht. Das ist zu traurig. Und dann hieße der Berg nach beiden, nicht nur nach dem Vreneli, denn allein wäre es nicht gestorben. Nein, nein, sie sind um ihrer Liebe willen heraufgestiegen, um allein zu sein, recht nahe dem Himmel und ohne Menschen. Vielleicht hätten sie sich nicht lieben sollen. Vielleicht war es ein Abschied. Vielleicht haben sie sich im Gärtlein zum letztenmal geküßt." Das hätte Jo nun nicht sagen sollen. Ein Schleier legte sich auf ihre Freude.

„Vielleicht hat sie den Falschen geküßt, und das Unglück ist über sie gekommen, vielleicht war der, der mit ihr zu den Alpenrosen hinaufstieg, nicht der richtige."

„Den Falschen geküßt", fragte Andreas aufmerksam. „Kann man den Falschen küssen?" Jo antwortete nicht. In dieser herrlich-schönen Gotteswelt mußte sie nun an damals denken.

„Ich bin froh, daß Sie mir diesen Berg gezeigt haben. Da will ich nun oft zurückdenken, an dies Gärtlein. Ich habe es nie gesehen und weiß genau, wie es aussieht, und mir wird ganz weich ums Herz." Andreas sah sie mit so viel Liebe an, daß ihr mit Recht weich ums Herz werden konnte. Aber sie sah es nicht, und es überfiel sie wiederum der Gedanke an das drohende Bekenntnis. Heute mußte sie reden. Heute mußte Andreas es wissen. Vielleicht war es der letzte Tag, den sie zusammengingen. Es konnte ja gut sein, daß er sich von ihr abwenden würde, wenn er alles wußte. Nicht wahr, ein Mädchen, das den Falschen küßt . . ., ach, hätte sie doch daran nicht gedacht, als er ihr das Brenelisgärtli zeigte. Später, auf der Höhe, am Endziel, da würde sie es sagen. Jetzt hatte sie keinen Mut. Oben würde er milde gestimmt sein. Er würde ihr gewiß verzeihen, wenn sie ihm einfach die Wahrheit sagte. Ihr Entschluß beruhigte sie. Er ist ja ein gütiger Mensch, ich weiß es, sagte sie sich. Aber es gibt Menschen, Männer, die sind so streng in derlei Sachen. Man sollte ein Engel sein. Vielleicht so einer, wie die Anna-Maria. Aber ich habe nichts davon gemerkt, daß die Männer eine besondere Freude an ihr hatten. Sie war mehr als Krankenpflegerin begehrt. Nun ja, der Ritter, das Männlein! Und was man im täglichen Leben mit Engeln anfangen sollte, das ist mir nicht klar, dachte sie. Noch gar, wenn man sie sich mit Flügeln vorstellt. Engel sind doch keine Hühner. Aber auch ohne Flügel. Man könnte ja nicht mucksen neben ihnen, nicht laut lachen, keine Zigaretten rauchen, vom Küssen gar nicht zu reden. Vom Lügen noch weniger. Nein, nein, das ist nichts, das habe ich der Anna-Maria ja schon damals gesagt. Aber ein simpler, richtiger Mensch mit anständiger Gesinnung und guten Manieren, das wäre schon richtig. Gut aufführen müßte man sich, und gerade das . . .

„Jorinde, ich will Ihnen etwas Hübsches zeigen. Haben Sie je einen artesischen Brunnen gesehen?"

„Nein, die kommen doch in Griechenland vor und an solchen Orten?"

„Nein, sie sind hier ganz in der Nähe." Er führte sie auf eine frische, grüne Wiese, in deren Mitte ein kleiner Springbrunnen aus dem Boden in die Höhe schoß.

„Ach", schrie Jorinde, „was ist das?"

„Eben, ein artesischer Brunnen. Und sehen Sie, da ist wieder einer, und da noch einer." Kleine, klare Wässerchen sprangen lustig auf, duckten sich, sprangen wieder hinauf, es war zum Entzücken.

„Woher wußten Sie das?"

„Ich bin diesen Weg schon oft gegangen und liebe den Weg, die Berge hier und die Aussicht oben."

„Oh, bleiben wir noch ein wenig. Wir wollen noch andere Springquellen suchen. Gewiß sind noch andere da, die große dort ist die Mutter und die Kleinen ihre Kinder." Sie hielt die Hand über eines der Wässerchen und spritzte die Tropfen auf ihrer Hand mutwillig Andreas ins Gesicht, und er lachte und sie lachte, und sie nahmen langsam und ungern Abschied von der Wiese.

„Jetzt habe ich schon zwei besonders schöne Dinge erlebt, und erlebe ganz gewiß noch ein drittes."

„Sind Sie abergläubisch, Jo?"

„Ich? Nein, gar nicht. Aber das ist doch sicher, daß alles Böse und alles Gute dreimal geschieht, wenn's einmal angefangen hat. Wenn man zum Beispiel etwas lobt oder für etwas dankbar ist, daß man nie Zahnweh hat, oder so, so erleben Sie, daß Sie in der selben Nacht vor Zahnweh nicht schlafen können. Denken sie an den Polykrates! Dem sein Freund ist Hals über Kopf davongestoben, als er merkte, wie glücksüberfallen der König war."

„Ja, das sind aber Dichtungen."

„O, nicht nur in den Dichtungen, das kommt im Leben alle Tage vor. Wagen Sie es einmal und sagen Sie dreimal laut: Ich habe nie Ohrenweh, Sie werden dann schon sehen, was passiert."

„Das will ich wagen. Ich habe nie . . ."

„Nein, nein", schrie Jorinde. „Es könnte ja wahr sein und Sie müßten schreckliche Schmerzen erleiden."

„Wie denken Sie sich den Vorgang ungefähr?" fragte Andreas. „Die Vermittlung zwischen dem Rufenden und dem Schicksal?"

„Oh, da sitzt irgendwo ein Gnömchen oder Dämönchen, das hockt in der Ecke, und hört zu, und . . ."

„Und?"

„Ja, wie's weitergeht, das weiß ich auch nicht. Aber das Ohrenweh kommt."

„Und Sie sagen, Sie seien nicht abergläubisch?"

„Sie gewiß auch. Fürchten Sie sich zum Beispiel nicht vor der Grippe?"

„Das ist nicht Aberglaube, woher die kommt, kann man nachweisen." Jo lenkte ab.

„Würden Sie mich besuchen, wenn ich die Grippe hätte?"

„Das will ich meinen. Des Morgens, Mittags und an den Sonntagen dreimal, sogar, wenn ich es schwarz auf weiß hätte, daß ich die Grippe bekäme nachher." Jorinde lachte zufrieden.

„Da sieht man, was Freundschaft ist", sagte sie. „Und ich würde Sie auch besuchen. Aber ich würde einen weißen Mantel anziehen, wie die Aerzte es tun. Aha, wissen Sie: Tenez-vous en embuscade, das tut man also nicht nur bei der Liebe."

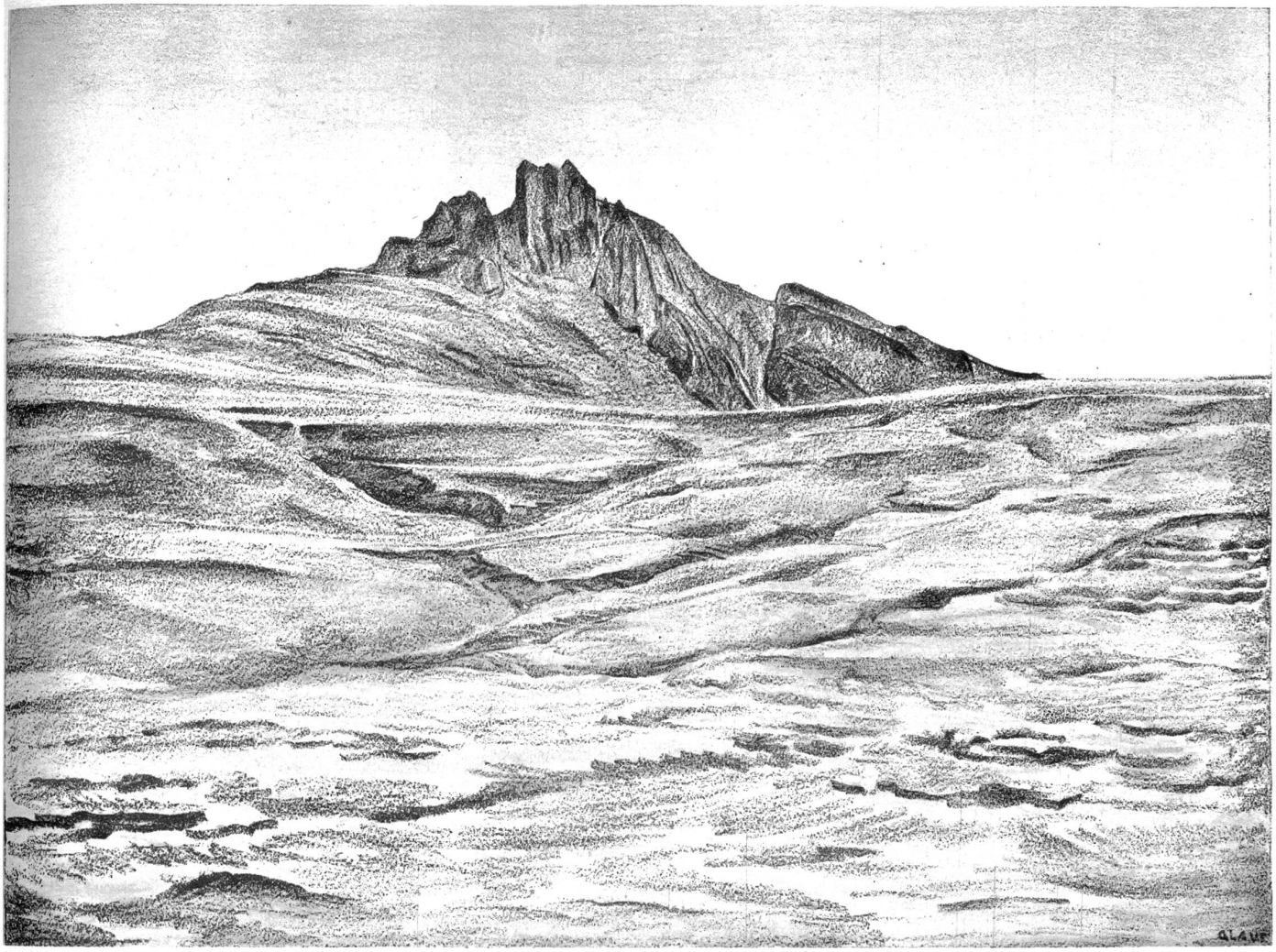
„Wieso? Wie meinen Sie das?"

„Ich meine, man sucht sich also nicht nur vor der Liebe zu schützen und zu verstecken, sondern auch vor der Grippe." Sie wurde abgelenkt. Eine Tanne, deren Spitze vom Blitz getroffen sein mußte, oder die ein großer Vogel ihr abgehackt hatte, wußte sich so zu helfen, daß sie einen neuen Trieb entstehen ließ, der nun waagrecht in die Luft hinausgewachsen war, als wolle er mit diesem Arm eine Nachricht übermitteln oder um Hilfe flehen.

„Weit und breit ist ja keiner, der ihm helfen könnte", sagte Jo.

„Der hilft sich selbst. Der Einsame ist der Starke."

„Ach, so ein alter Junggesell! Und den hat doch der Blitz getroffen, er mochte so einsam sein wie er wollte."




Glaus. Obergestelen. Nach einer Originallithographie aus der Kunsthandlung Christen

„Vielleicht eben darum, daß er stark werden sollte."

„Ich bleibe lieber schwach, als so allein dastehen zu müssen", sagte Jo sehr bestimmt. „Und um einen Baum, der so für sich steht, weht es nur, wenn der Wind geht, im Walde aber rauscht es."

„Nicht im Menschenwald. Auf den kann man nicht rechnen. Ich bin gern allein, freilich wäre ich noch lieber . . ."

„Was wären Sie lieber?"

„Nichts, nichts. Ich sagte nur so."

„Das tun Sie gewöhnlich nicht." Eine Weile stiegen sie ohne zu sprechen. Langsam, immer einen Schritt vor dem andern, denn es galt, eine steile Geröllhalde zu überwinden. Wiederum erlaubte ein schöner, am Abgrund hinführender Weg ein rasches und munteres Gehen. Oder sie standen still, um das Glitzern der schneebedeckten Berge durch die dunklen Tannen hindurch bewundern zu können. Es kamen Leute ihnen entgegen und grüßten freundlich. Auf einem zerbröckelten Mäuerchen saßen zwei Vagabunden und sangen. Der eine hielt ein Geiglein und spielte drauflos. Die Lebensfreude sah ihnen aus den Augen.

„Das sind zwei", meinte Andreas, als sie näherkamen. „Die kann man beneiden." Fröhliches Hallo begrüßte das Wanderpaar, das bei den Musikanten stehenblieb.

„Was seid ihr denn so lustig?" fragte Jo. „Habt ihr das große Los gewonnen?"

„Nein, aber heute regnet's nicht und schneit es nicht, und wir haben zu Mittag gegessen, und wir brauchen nicht zu arbeiten."

„Also, die richtigen Lebenskünstler", meinte Andreas. „Gewiß seid ihr auch verliebt?"

„Nein, nein, eben nicht. Sonst meistens . . . eigentlich immer, und dann jammert der eine, oder der andere, oder beide zusammen, wenn wir uns in das gleiche Mädchen verlieben."

„Natürlich", sagte Andreas verständnisvoll. „Und was macht ihr dann? Verprügelt ihr euch?"

„Wir ziehen weiter, und alles ist in Ordnung."

„Ihr seid auch nicht immer mit der Geige auf der Landstraße gegangen?" fragte Andreas.

„Nicht immer", antworteten beide zusammen.

„Braucht ihr etwas?" fragte Andreas.

„Brauchen? Immer. Aber Almosen nehmen wir keine. Wir lassen uns ein Geschenk verabreichen." Andreas, der sein Geld überhaupt meist nur in der Tasche trug, griff hinein, und hielt ihnen eine Handvoll hin.

„Darf ich bitten?" lachte er. Und lachend nahm der eine Vagabund die Silber- und Nickelstücke.

„Seid bedankt, mein Herr. Möge Sie die Liebe dieser schönen Frau belohnen." Sie schwangen ihre Mützen und fingen wiederum zu geigen an. Jo und Andreas gingen weiter, erheitert von der Begegnung mit dem seltsamen Paar, beglückt und beunruhigt von ihren letzten Worten.

„Das waren keine richtigen Stromer", meinte Jo.

„Sie mögen wohl jetzt richtige geworden sein. Immer waren sie es gewiß nicht. Ob sie nicht zu beneiden sind? Wunschlos, frei."

„Ach was, zu beneiden. Ich bin gerade so vergnügt wie die und gerade so sorglos", sagte Jo. (Der Ball fiel ihr ein.) „Wenigstens meistens, aber nicht immer."

Sie waren angekommen. Auf einer der hölzernen Bänke mitten in einem kühlen, dichten Ahornwäldchen, unter den herrlichen Bäumen saßen sie und staunten. Im Hintergrund ragte majestätisch und weiß die Gruppe des Glärnisch über blumigen Wiesen empor. Im Westen trotzte der Stierenkopf gegen den Horizont. Unten lag das dunkle Tal mit dem schäumenden Fluß, und rechts lockten sanft ansteigende Halden.

Ich sage nicht, wie wunderbar schön ich alles finde, dachte Jo. Das ist ja nur Geschwätz gegen die Wirklichkeit, was man auch hervorbringt. Auch Andreas hielt reden für überflüssig. Es war genug, sich dieser majestätischen Schönheit hingeben zu dürfen, sie ohne Mißklang zu genießen, und ohne Furcht, sie verlieren zu müssen. Und wie lange und wie tief man sie auch bewunderte, sie blieb groß und ewig.

Jorinde verlangte darnach, im Gasthaus ausruhen zu dürfen, und wartete unten in der Halle — seit das alte Haus in den Flammen verschwunden war, bot das neue alle Bequemlichkeiten — bis Andreas Zimmer bestellt hatte und sich nach allem erkundigt, was in einem unbekannten Gasthaus zu wissen notwendig war. Vor allem nach dem, was die geplante Besteigung des Stierenkopfes betraf.

Am nächsten Morgen sollte sie unternommen werden. Trotz ihrem langen Schlaf hatte Jo keine besondere Lust dazu. Sie machte sich nicht sehr viel aus Landpartien, und die gestrige schien ihr zu genügen. Aber ohne Andreas hier zurückbleiben, o nein, das doch nicht. Es sei nur ein Katzensprung, hatte Andreas behauptet. Gerade dieser Sprung war Jo zu viel. Und dann — das Bekenntnis. Wo blieb das? Endlich willigte sie ein, und Andreas versprach ihr einen guten Schlafplatz zu finden, während er das letzte Viertel des Steigens allein übernahm. Ohne sie.

„Vorher muß ich aber wissen, ob man Sie ruhig so dalassen kann, sonst wäre es möglich, daß ich mitten in meinem Lauf umkehren müßte", sagte er halb scherzend.

Sie machten sich auf den Weg, und nach drei Stunden Gehens über Halden, Matten und Wald, fanden sie, zuerst von Hügeln verdeckt, eine Sennhütte, und nahe dabei einen Stadel, duftend nach frischem Heu. Eine Leiter war angelehnt und eine große Oeffnung, vom Format einer Doppeltüre, erlaubte Jo bequem hineinzuschlüpfen. Die Käserei selbst war leer, doch ließen Hüte und Jacken vermuten, daß sie bewohnt war. Auch muhten die Kühe im Stall und grunzten die Schweine. Andreas half Jo beim Hinansteigen auf der kurzen Leiter, sah, daß sie sich im Heu gut einnistete und ging seines Weges weiter. Beide Rucksäcke hatte Andreas an einen Nagel im Stadel aufgehängt. Jo schlief so rasch ein, daß sie die verklingenden Schritte des Wanderers nur noch als fallende Regentropfen hörte, und schon halb im Schlaf sich sagte, daß sie doch hier recht gut vor Regen geschützt sei. Darauf schlief sie so tief, daß eine fallende Lawine über sie hätte hingehen können, ohne daß sie sich bewußt geworden wäre, was eigentlich geschah. Sie wäre eines leichten Todes sicher gewesen.

Nach ungefähr drei Stunden Schlafes erwachte sie plötzlich, weil ein ausgehungertes Insekt, froh des willkommenen Schmauses, sie heftig in den Fuß stach. Sie wußte nicht so recht, wo sie war, hörte aber ein Geräusch, ein unbekanntes, sonderbares. Schritte, und doch keine Schritte, ächzen, atmen, dann



Der Dichter Hermann Hesse feiert am 2. Juli seinen 60. Geburtstag

wieder klatschende Tritte. Wer kann das sein, dachte sie und richtete sich auf. Was ist das? Vielleicht einer der Sennen? Aber die haben ja genagelte Schuhe, die können nicht so daherschleichen. Die Erinnerung an den Bären in der Scheune wurde wach. Aber hier gibt's doch um Himmels willen keine Bären? Das hätte man doch in der Zeitung gelesen. Das oft unhörbare, oft patschende Geräusch kam näher. Unten an der Leiter machte es Halt. Jemand schüttelte sich, seufzte wie unter einer schweren Last. Jemand stieg die Leiter empor. Es fiel plötzlich ein runder Riesenschatten auf die hintere Wand, wie der Schatten von einem Elefanten. Aber Elefanten gediehen hier nicht, das wußte Jo bestimmt. Der Schatten wurde größer und stieg an der Wand bis zur Decke, und unter dem Eingang erschien schwankend ein unglaubliches Riesenbündel Heu, in einem Netz zusammengehalten. Darunter ein junger, hübscher zwanzigjähriger Kopf, rot von der Anstrengung, die Nase naß vom Schweiß. Es stiegen zwei Schultern empor, tiefgebückt unter dem Bündel. Jo sagte:

„Erschrecken Sie nicht." Aber schon lag das Bündel auf dem Heu, jählings von dem entsetzten jungen Burschen hingeworfen. Er schnellte wieder in die Höhe und sagte starr vor Erstaunen:

„Jetzt aber, zum Donner . . ."

„Ich bin hinaufgeklettert, weil ich so müde war. Seien Sie nicht böse, ich habe das Heu nicht zertrampelt."

„Das macht nichts", sagte der Junge. „Ihr werdet ja keine Nadeln darin verstreut haben? Daran krepiert nämlich das

Vieh." Er setzte sich auf die oberste Stufe der Leiter. „Schlaft nur weiter, ich gehe gleich wieder."

„Nein, nein, ich bin ganz wach. Ich warte nur noch auf meinen . . . Bruder", sagte sie vorsichtigerweise.

„Wollt Ihr Milch? Es kommen etwa einmal Fremde hier vorbei, die wollen immer Milch trinken."

„Danke vielmals, wir hatten Wein und ich bin nicht durstig. Wollen Sie vielleicht ein Glas voll?"

„Allweg, gerne", sagte der Bursche, und Jo holte eine Flasche aus Andreas Rucksack und schenkte ein.

„Wollen Sie vielleicht ein Ei? Wir haben viel zu viele und Sie können gut drei mitnehmen. Und Schinken auch."

„Allweg will ich, wir sehen keinen Wein hier oben den ganzen Sommer lang. Und Hühner haben wir auch nicht. Wir essen Fenz." Jo gab ihm die Eier und er aß eines sofort und steckte die beiden andern in seine Tasche.

„Jungfer", sagte er, und wurde ein wenig rot. „Saget dem Aetti das von den Eiern nicht, sonst will er auch eines und der Leonhard will eines, und dann habe ich keine mehr."

„Nein", sagte Jo und lachte. „Ich sage nichts. Und da ist noch ein Stück Kuchen."

„Danke schön. Und wenn ich Euch helfen kann . . ."

„Nur die beiden Rucksäcke herunterholen", sagte Jo und Aloys half ihr beim Herabsteigen.

„Da kommt der Vater zum Essen heim. Kommt mit und eßt mit uns." Jo, neugierig zu sehen, wie eine richtige Käserei aussah, war sehr einverstanden. Der alte Senne und sein Sohn blieben vor Erstaunen stehen, als sie Jo sahen.

„Was der Tausend, wen hast du denn da aufgegabelt, solch eine schöne Jungfer? Die ist dir doch nicht vom Himmel gefallen? Und es ist nicht einmal Sonntag, wo hie und da eine sich da herauf verirrt."

„Ich habe in euerm Stadel geschlafen", sagte Jo. „Und da hat mich der Sohn gefunden. Er ist schön erschrocken, als er mich sah, aber ich auch, als das große Bündel wie ein Ungeheuer die Leiter heraufkroch."

„Glaub's, glaub's, aber kommt herein und eßt mit uns." Aloys verschwand für einen Augenblick, und Jo vermutete mit Recht, daß er seine Eier verstecke.

In der Hütte war ein riesiger Kessel. Käse war keiner darin, nur das Käsewasser lag noch gleich einem kleinen See in dem Kupferbett.

„Ja, wie macht man denn nur den Käse?" fragte Jorinde, und die Sennen lachten. Der Vater erzählte ihr vom Lab, vom Fett- und Magerkäse, vom Grünkäse, der in dieser Gegend ganz besonders gut gemacht würde. Der Glarner Schabzieger sei im ganzen Land bekannt, ja was im ganzen Land, in der ganzen Welt. Sie müsse dann kosten.

Fortsetzung folgt.

# Juni

Anna Burg

Nun blüht der Ginsterbusch im Hag,
Und seine gelbe Flamme loht.
Sie loht im blauen Junitag
Vom Morgen bis zum Abendrot.

O wie dies rasche, heiße Blühn
Mein Glück mir widerspiegeln mag!
's war einer Ginsterflamme Sprühn
An einem blauen Junitag.

(Aus: „Der heimliche Garten".)

# Die Künstlerin

Skizze von Friedrich Bieri

Dies Ereignis liegt schon ein paar Jahre zurück. Ein bernisches, älteres Ehepaar wollte von Bellinzona aus, wo es einige Wochen Ferien verbracht hatte, die Rückreise nach Bern antreten. Es war kurz vor der Abfahrt des internationalen Zuges. Im allerletzten Moment bestieg eine schlanke, junge Frau den Wagen. Sie war in sichtlicher Erregung. In gebrochenem Deutsch, dem man den russischen Akzent anmerkte, suchte sie dem Kondukteur klarzumachen, daß sie um jeden Preis noch einen Platz im Mitropa-Schlafwagen haben müsse! Doch der Kondukteur zuckte bedauernd die Schultern. Es sei einfach unmöglich! Nicht ein einziger, noch so winziger Platz sei mehr frei! Auch die andern Wagen wären heute ausnahmsweise sehr stark besetzt, so daß sich auch beim besten Willen nichts machen ließe — es sei denn, daß man ihretwegen einen weitern Wagen ankupple! . . .

Aber die Dame ließ nicht nach mit Bitten. „Ich Künstlerin! Kondukteur, Sie müssen mir einen Platz geben, wo ich liegen kann! Muß morgen abend in Berlin auftreten. Kann unmöglich im Gange stehen, sonst nicht auftreten, weil todmüde! Bitte, bitte!" — Und dabei traten ihr die Tränen in die Augen. Doch der Kondukteur zuckte nur immer wieder die Schultern. Er könne nichts machen. Es sei eben nichts mehr frei!

Dem alten Ehepaar tat die verzweifelte Reisende leid. Die Frau warf ihrem Mann einen fragenden Blick zu. Er nickte unmerklich. Dann ging die Bernerin auf die fremde Dame zu und sagte, sie wolle ihr aus der Verlegenheit helfen. Sie könne den Platz ihres Mannes haben, der sich mit einem Kofferplatz auf dem Gange behelfen würde. Die fremde Dame strömte über von Dankesworten. Sie ergriff die Hände der Frau und dann diejenige des Mannes und drückte sie immer wieder. Und sagte ihnen, welch unendlich großen Dienst man ihr damit erwiesen hätte und was für sie von der Reise abhinge.

Dann zog sie sich in das Coupé zurück, während die Frau sich um ihren Mann bemühte und es ihm mit Reisedecken und Kissen auf seinem harten Kofferplatze so bequem als möglich zu machen suchte. Als sie später selbst das Schlafabteil betrat, sah sie auf dem obern der beiden Betten eine in sich zusammengekauerte Gestalt im Pyjama sitzen. Zwei kleine feuerrote Pantöffelchen aus Saffianleder baumelten über den Bettrand herab.

Die Frau kleidete sich aus, sagte „Gute Nacht!" und drehte das Licht aus. Da klang von oben her eine zaghafte leise Stimme: „Sind Sie sehr böse auf mich, Madame, weil ich Ihren Gatten um seine Nachtruhe gebracht habe?" — „O, durchaus nicht!" — „Ach, ich danke Ihnen ja so sehr; Sie wissen nicht, wie einer armen, geplagten Künstlerin zumute ist. Ich muß morgen früh unbedingt in München sein, um dann im Flugzeug gleich weiter nach Berlin zu reisen, weil dort am Abend auftreten!"

Die Stimme mit ihrem singenden Klang hatte etwas so eigenartig Rührendes, war so von einer leisen Melancholie durchzittert, daß die Frau aus dem Bernerland gespannt zuhörte, als die Fremde von den Leiden und den Freuden eines Künstlerlebens erzählte, und von der Welt, die ihre Welt war. Von ihrem russischen Vaterland, von den Wolkenkratzern im fernen Westen, von dem geheimnisvollen Orient mit seiner bezaubernden tropischen Natur, von ihrem letzten erfolgreichen Auftreten in Italien und von den roten Pantöffelchen, die sie sich in Venedig zum Andenken gekauft hatte . . . Lange erzählte sie von ihrem bunten, abwechslungsreichen Leben und die andere hörte immer wieder mit neuem Interesse zu, bis sie endlich müde einschlief . . .

Als die Bernerin erwachte, war das Bett ihrer Reisegefährtin leer. Aber vor ihrem eigenen Bett standen die entzückenden roten Pantöffelchen aus Saffianleder mit einem Kärtchen und darauf stand in zierlicher Schrift: „Souvenir d'Anna Pawlowa".

*